

INDIVIDUUM UND GEMEINDE. JUDEN IN BÖHMEN UND MÄHREN 1520 BIS 1848

Aus Anlass des zehnjährigen Bestehens des Projektes „Bohemia, Moravia et Silesia Judaica“ (BMSJ) fand in Trebitsch (Třebíč) vom 6. bis 8. Oktober 2009 eine internationale Konferenz zum Thema „Individuum und Gemeinde. Juden in Böhmen und Mähren 1520 bis 1848“ statt. Bereits die Wahl des Tagungsortes verdeutlichte das Anliegen der Veranstalter, der Společnost pro dějiny židů v České republice (Gesellschaft für die Geschichte der Juden in der Tschechischen Republik), des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs in St. Pölten und des Muzeum Vysočiny Třebíč, regionale jüdische Zentren der frühen Neuzeit unter kultur- und alltagsgeschichtlicher Perspektive in den Blick zu nehmen. Trebitsch, dessen jüdisches Viertel das einzig vollständig erhaltene Ghetto der Barockzeit darstellt, bot denn auch einen imposanten Rahmen für die Tagung und verwies zugleich auf die große Bedeutung Mährens für die jüdische Geschichte der böhmischen Länder, die lange Zeit, so der Vorsitzende der Společnost, Helmut Teufel (Brno), in seiner Begrüßung, zugunsten Böhmens und besonders Prags vernachlässigt worden sei.

Daher habe sich die Arbeit der BMSJ anfangs vor allem auf die mährischen Gemeinden konzentriert, wie Teufel in einem kurzen Überblick über die Geschichte des seit 2004 von der Společnost pro dějiny židů betreuten Projektes weiter erläuterte. Dieses ist Teil eines internationalen Forschungsverbundes, zu dem u. a. auch „Germania Judaica IV“ und „Austria Judaica“ zählen. Angestrebt wird eine vollständige Sammlung und Auswertung der Quellen zur Geschichte der Juden auf dem Gebiet des römisch-deutschen Reiches im Zeitraum 1520 bis 1650/70.

Weniger den schriftlichen, als vorrangig den architektonischen Zeugnissen jüdischen Lebens in den böhmischen Ländern widmete sich das erste Panel, das sich mit räumlichen Dimensionen religiöser Praxis beschäftigte. Lubor Herzán (Třebíč) schilderte die Schwierigkeiten bei der Sanierung des ehemaligen Trebitscher Ghettos, dessen geplanten Abriss im Jahre 1975 lediglich mangelnde finanzielle Mittel verhinderten. Zwei Ziele seien für die 1993 gegründete Stiftung zur Restaurierung des jüdischen Viertels daher von besonderer Bedeutung gewesen: zum einen die Erlangung einer gewissen Unabhängigkeit von lokalpolitischen Mehrheitsverhältnissen und zum anderen die Einbindung des bislang isolierten Ghettos in den städtischen Raum, um auf diese Weise die Geschichte der jüdischen Minderheit in die bisher von christlichen Narrativen geprägte Trebitscher Ortsgeschichte zu integrieren. Den Blick über Trebitsch hinaus lenkten Jaroslav Klenovský (Brno) und Blanka Roskošná (Praha), deren Referate synagogale Architektur vom 16. bis zum 19. Jahrhun-

dert in Mähren und Böhmen thematisierten. In beiden Landesteilen wurden nach 1989 zahlreiche, zwischenzeitlich verfallene oder zweckentfremdete Synagogen restauriert, deren Gestaltung einen wiederholten Austausch zwischen jüdischer und christlicher Formsprache belegt.

Repräsentierte die Synagoge gewissermaßen die Gemeinde als religiöses Kollektiv, so stellte das zweite Panel die Erfahrung des Individuums während des Dreißigjährigen Krieges in den Mittelpunkt. Martha Keil (St. Pölten) wies auf die Vielzahl jüdischer Selbstzeugnisse aus den Jahren 1618-1648 hin, die von der Forschung bislang kaum wahrgenommen worden seien. Am Beispiel der Chronik „Melkhama beShalom“ des Leib Jehuda aus Prag zeigte sie Interpretationsstrategien jüdischer Autoren angesichts der traumatisierenden Kriegserfahrung. Für Keil liegt die Bedeutung der Chronik Leib Jehudas vor allem in dem theologischen Ordnungskonzept, das der Verfasser, ähnlich christlichen Chronisten, wählt, indem er im Kriegsverlauf das Wirken Gottes als Reaktion auf die Sünden seiner Geschöpfe erblickt. Aus der Gleichsetzung von Prag mit Jerusalem bzw. der Kriegsgeschehnisse mit der Tempelzerstörung lasse sich auf eine Tragweite der Erschütterung durch den Dreißigjährigen Krieg schließen, die sogar diejenige der mittelalterlichen Pogrome überschritten habe müsse. Ebenfalls mit Egodokumenten beschäftigte sich Lisa-Maria Tillian (Wien), die einen bisher wenig beachteten Korpus von 52 Prager deutsch-jüdischen Privatbriefen aus dem Jahre 1619 unter alltagsgeschichtlicher Perspektive auswertete. Die Briefe, die ihre Adressaten in Wien nie erreichten, spiegeln, so Tillian, die Lebenswelten Prager Juden und Jüdinnen zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges wider, wobei sich fünf zentrale Aspekte ausmachen lassen: diverse, zum Teil kriegsbedingte Bezüge zur nichtjüdischen Umwelt, die stabilisierende Funktion der Religion, die Routine des Erwerbslebens, Alltag als privater Raum und die vielfältigen Verbindungen zwischen der Prager und der Wiener Gemeinde.

Das dritte Panel setzte die beiden Bezugsgrößen der Konferenz, das Individuum und die Gemeinde, in Opposition. Tamas Visi (Olomouc) sprach über eine noch nicht veröffentlichte Handschrift des aus Braunschweig stammenden Rabbiners Eliezer Eilburg, der in den 1560er Jahren an die drei mährischen Oberrabbiner zehn Fragen über die jüdische Religion gerichtet hatte. Visi ging zum einen auf die Problematik der Datierung des Textes und die nicht vollkommen zweifelsfrei zu klärende Identität der drei Oberrabbiner ein, von denen einer möglicherweise der Maharal war; zum anderen erläuterte er den spezifischen Charakter von Eilburgs Schreiben, dessen Besonderheit unter anderem darin liege, dass sich die Formulierung religiöser Zweifel nicht mehr auf Traditionen der mittelalterlichen Literatur stütze, sondern erstmals eine Beeinflussung durch den italienischen Humanismus verrate. Auch Pavel Kocman (Brno) bezog sich in seiner Untersuchung zu den vielfältigen Beziehungen zwischen Juden und ihrem nichtjüdischen Umfeld im 17. Jahrhundert auf Mähren. Dabei definierte er das Individuum im Spannungsfeld dreier Bezugspunkte, der Obrigkeit, der christlichen Umwelt und der jüdischen Gemeinde. Für ein weitgehend gutes Verhältnis zwischen ersterer und ihren jüdischen Untertanen fänden sich zahlreiche Belege, wohingegen der Alltag ein nicht geringes Konfliktpotenzial geboten habe, wozu unter anderem die starken beruflichen Einschränkungen für Juden beigetragen hätten, über die sich diese immer wieder hinwegsetzten. In Bezug

auf die jüdische Gemeinde zeigte Kocman, dass diese im Falle von Missliebigkeiten mit einzelnen Mitgliedern durchaus bereit war, ihre Beziehungen zur Obrigkeit zu instrumentalisieren. Möglichkeiten und Grenzen sozialer Kontakte zwischen Juden und Christen im Prag des späten 16. Jahrhunderts erörterte Hillel Kieval (St. Louis). Vier zentrale Ereignisse – der Besuch des Maharal bei Rudolf II., die Petition eines Prager Bürgers um Vertreibung der Juden im Jahre 1577, der Besuch David Gans' im Laboratorium Tycho Brahes und Johannes Keplers sowie der Tod Mordechai Meisls und die Einziehung seines Vermögens durch den Kaiser – dienten Kieval als Folie, anhand derer er das spezifische jüdisch-christliche Beziehungsgeflecht in der böhmischen Hauptstadt entwickelte. Anders als die übrigen Städte Böhmens habe Prag einen „privaten“ Charakter besessen, was eine direkte Einflussnahme des Bürgerturns auf die politische Stellung der Juden verhindert habe. Dennoch sei die vermeintliche Sicherheit des kaiserlichen Hofes eine trügerische geblieben.

Einem von der Forschung eher vernachlässigten Feld wandte sich Martin Štindl (Velké Meziříčí) zu, der das Verhältnis zwischen zum Christentum konvertierten Juden und ihren ehemaligen Gemeinden in Mähren im frühen 18. Jahrhundert beleuchtete. Obwohl die Taufe scheinbar einen Bruch des Konvertiten mit allen früheren sozialen Bindungen bedeutete, bestanden oftmals weiterhin Kontakte nicht nur zu Familienangehörigen, sondern auch zu Mitgliedern der jüdischen Gemeinde, die als „Denunzianten“ des vollzogenen Religionswechsels auftreten konnten, aber auch als „Werber“ um eine Rückkehr zum Judentum.

Im vierten Panel standen die jüdische Buchkultur und daran anknüpfend das unter dem Einfluss der jüdischen Aufklärung (Haskala) modernisierte Bildungswesen in den böhmischen Ländern auf dem Programm. Krzysztof Migoń (Wrocław) stellte das Wirken des Bibliografen und Buchdruckers Shabbtai Bass (1641-1718) vor, dessen 1689 in Dyhernfurth bei Breslau eröffnete Druckerei den Höhepunkt barocker jüdischer Buchkultur in Schlesien markiert. Im Verlaufe seines beinahe 150-jährigen Bestehens entwickelte sich das Unternehmen zu einem bedeutenden Katalysator des regionalen jüdischen Lebens. Zudem kann Bass' Zusammenarbeit mit christlichen Hebraisten als ein guter Beleg für eine Kooperation zwischen Juden und Christen gelten, die häufig enger war als gemeinhin angenommen. Einen kulturgeschichtlichen Ansatz verfolgte Falk Wiesemann (Düsseldorf) in seinem Referat zu jüdischer Kalligrafie und Buchmalerei im Mähren des 18. Jahrhunderts. Für die Gestaltung illustrierter hebräischer Prachthandschriften, wie sie dem ästhetischen Bedürfnis des sich in dieser Zeit etablierenden Wiener Hofjudentums entsprachen, entwickelte die so genannte Mährische Schule in Anlehnung an Amsterdamer Vorbilder eine ganz eigene künstlerische Sprache. Ihre Rolle sei dabei, wie Wiesemann betonte, keineswegs auf diejenige eines Kopisten beschränkt geblieben; vielmehr habe sie einen originären Beitrag zur aschkenasischen Kulturgeschichte geleistet, dessen Einfluss sich in der Folgezeit auf ganz Nordwesteuropa erstrecken sollte. Iveta Cermanová (Prag) stellte anhand der Person des langjährigen Zensors „in hebraicis“ für Böhmen, Karl Fischer (1757-1844), das böhmische Zensurwesen für hebräische, aramäische und jüdischdeutsche Publikationen vor, das seit den Josephinischen Reformen dem Kompetenzbereich der Kirche entzogen war. Dabei zeigte Cermanová, dass die Arbeit des Zensors keineswegs im „luftleeren Raum“ angesiedelt war, sondern Fi-

scher aufgrund seiner intensiven, freundschaftlichen Kontakte zu Prager jüdischen Gelehrten durchaus in innerjüdische Angelegenheiten involviert und in Konfliktsfällen bereit war, Partei zu ergreifen. Daran anschließend erörterte Louise Hecht (Olomouc) das jüdische Bildungssystem in Böhmen, das von den Bemühungen der jüdischen Aufklärer (Maskilim) geprägt war, die auf der Suche nach einer Neudefinition des Judentums gegen den Widerstand orthodoxer Kreise die klassische, auf Thora- und Talmudstudium beruhende jüdische Erziehung reformieren und um einen säkularen Wissenskanon erweitern wollten. Hecht zufolge kam der habsburgische Staat diesen Interessen aus gänzlich anderen, praktischen Erwägungen entgegen und errichtete infolge der Josephinischen Reformen ein nahezu flächendeckendes Netz jüdischer deutschsprachiger Schulen. Der Umstand, dass dort mit Rücksicht auf die Orthodoxie die religiöse Bildung ausgespart blieb, habe sich für sie selbst letztlich als „Pyrrhussieg“ erwiesen, da sich die Schulen bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein behaupteten und die von den Maskilim geforderte weltliche Bildung erfolgreich vermittelten.

Zur Revolution von 1848 sprach Wolfgang Gasser (Wien), der das Tagebuch des aus Polná stammenden jüdischen Hauslehrers und Journalisten Benjamin Kewall aus den Jahren 1848/49 vorstellte. Der deutschsprachige, mit hebräischen Lettern geschriebene Text, der Anfang 2010 in einer kritischen Edition erscheinen wird, liefert Einblicke in das Selbstverständnis des Autors als Anhänger der Haskala und in seine vielfältigen Kontakte zu Vertretern fast aller Bevölkerungsschichten.

Die Präsentation kaum erschlossener Quellen gehörte ebenso wie die Perspektive auf bislang von der Forschung allenfalls als randständig abgetane Themen zu den großen Stärken der Konferenz. Manchmal wäre freilich ein vertieftes Eingehen auf methodische Fragestellungen wünschenswert gewesen. Darüber hinaus hätte eine explizite Betitelung der einzelnen Panels durch die Veranstalter nicht nur den Überblick über das Programm erleichtert, sondern wäre zugleich zu einem möglicherweise anregenden Bezugspunkt für Diskussionen geworden.